FESTREDE

ZUR

FÜNFTEN SÄCULARFEIER

DER

WIENER UNIVERSITÄT,

AM 2. AUGUST, 1865,

GESPROCHEN VOM RECTOR

JOSEPH HYRTL.

WIEN.

VERLAG DER K. K. UNIVERSITÄT.

1865.


WELLCOME
LIBRARY
INSTITUTE

Hochansehnliche Versammlung!

Eine seltene Feier ist's, die uns heute hier vereinigt. Sie gilt dem Tage, mit welchem ein halbes Jahrtausend eines ruhmreichen Universitätslebens zu Ende geht. Eine seltene Feier, fürwahr, die freudigen Wiederhall gefunden, nicht blos im Schoosse unserer Universität, unserer Stadt, unseres Landes, sondern weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus, so weit die Wissenschaft das Reich ihrer geistigen Macht erstreckt, mitgefeiert wird von allen ihren Verehrern. Sie ist deshalb keine prunkende Festlichkeit, deren vorübergehender Glanz nur auf Augenblicke blendet. Sie ist die Huldigung, welche die Wissenschaft ihrer wichtigsten, und das geistige Leben des Volkes am tiefsten berührenden Institution — der Universität — darbringt, und mir liegt es ob, diese Huldigung in öffentlicher Rede auszusprechen.

Ich bin von der Grösse meiner Aufgabe tief durchdrungen. Wenn aus wahren, innigen Gefühlen, die höchste Beredsamkeit strömt, wird es auch mir gegönnt sein, einem so reichen und erhabenen Stoffe würdigen Ausdruck zu geben. Und aus wessen Brust könnte er mit mehr Wahrheit kommen, als aus der meinen, da sich zur Pflicht meines Amtes, auch der Drang meines Herzens gesellt. An dieser Hochschule, welche die erinnerungsreiche Heimath meiner Jugend ist, habe ich des Wissens Bahn betreten als armer Student, in strenger Geistesarbeit mir die Laurea errungen, bin in den Kreis ihrer Lehrer getreten, und nun als Rector berufen worden, die Feier dieses Tages, mit meinem schwachen Worte einzuweih'n.

Vor meiner Seele steht das grosse Ganze der Universität. — Lassen Sie mich die Fluth von Gedanken, die mich in diesem

Augenblicke zu überwältigen droht, in die Einheit Einer Betrachtung sammeln, und, statt bei der Gegenwart freudigem Eindruck zu verweilen, den Charakter der Wissenschaft, den sie an dieser Hochschule, in den verschiedenen Perioden ihrer Existenz angenommen hat, den Wechsel ihrer Geschicke, ihre Aussaat und ihr Gedeihen, ihre Blüthe und Frucht, wie sie der Lauf von fünf Jahrhunderten gebracht, im allgemeinen Umriss zeichnen. Die Breite und Sprödigkeit des historischen Stoffes kennend, will ich nur die Hauptzüge des reichen Bildes entwerfen, und so viel erzählen von der Geschichte der Universität, damit sich das Urtheil schärfer auspräge, über Vergangenheit und Gegenwart ihres Lebens.

Die höchste Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, durch Erkenntniss von Wahrheit, das menschliche Dasein zu verschönern. Wie sie selbst vom Geiste ist, ist sie auch sein unabweisliches Bedürfniss. Wer sie nur als Mittel zu nützlichen Zwecken preist, hat nichts von ihrer heiligen Weihe empfangen.

Alles Wissen aber erhält sich und verbreitet sich nur durch Mittheilung. Abgeschlossenheit, wie im engen Gesichtskreis des Stubengelehrten, drückt ihr das Merkmal der Unfruchtbarkeit auf. Dankbar übernimmt der wahre Gelehrte, und der es werden will, die Ueberlieferung, um sie geläutert, bereichert und veredelt, Jenen zu hinterlassen, die nach ihm sein werden. So entsteht das grosse Gemeingut der Wissenschaft, dessen Besitz Allen gehört, die ihn erringen halfen.

Schon im grauen Alterthume haben sich auf classischem Boden, in Athen und Alexandrien, auf Rhodus, im Cilicischen Tarsus, Lehrer der Philosophie, der schönen Wissenschaften, aus freiem Antrieb zur öffentlichen Schule vereinigt, ohne dass sie in irgend welcher Art von Abhängigkeit zum Staate gestanden hätten. Selbst im ersten Mittelalter noch, waren die Lehrer Italiens freie und unabhängige Männer. Sie verliessen den Ort, wo sie für kurze Zeit ihr gelehrtes Feldlager hielten, zogen von Stadt zu Stadt, als Apostel der Wissenschaft. — Ihre Schüler folgten ihnen, neue

strömten zu, das Verhältniss zwischen Lehrern und Lernenden wurde durch Gesetze geregelt, Vorstände wurden durch freie Stimme gewählt, eine Verfassung des Gemeinwesens entworfen, und über ihre Handhabung waltete eine eigene Gerichtsbarkeit. Die Schule war also ein Staat im Staate, nicht in der schlimmen Bedeutung des Wortes, sondern eine freientstandene Verbindung, hervorgegangen aus dem Triebe mitzutheilen und aufzunehmen, und aus dem Bewusstsein der gegenseitigen Abhängigkeit ihrer Glieder.

Vom Staate forderte sie, und brauchte sie nichts, als geduldet zu werden. Sie war also thatsächlich eine geschlossene und wohlorganisirte Körperschaft, lange schon, bevor sie Stiftsbriefe und Privilegien erhielt von Kaiser und Papst, welche Privilegien denn auch für die ältesten Schulen nichts weiter, als Bestätigungen ihrer herkömmlichen und uralten Gerechtsame waren.

Das Gebot des wissenschaftlichen Fortschrittes hat aus diesen Wanderschulen, stabile gemacht. Die reichen Städte Italiens kauften sich förmlich die berühmtesten Männer ihrer Zeit, verpflichteten sie durch heiligen Eid, nur in ihrem Weichbild zu lehren, verliehen ihnen und ihren Schülern Vorrechte und Freiheiten im reicheren Maasse, wie ihren eigenen Bürgern, und überboten sich wechselseitig, welche von ihnen sich des gefeiertsten Namens, des beredtsten Mundes, der grössten Menge fremder Gäste rühmen konnte. Der Deutsche aber musste Europa durchwandern, und die Alpen überschreiten, um bei den Wälschen zu finden, was sein Vaterland kaum dem Namen nach kannte — eine Universität.

Wie erbebten die Geister, als dieses Wort zuerst aus Bologna's Mauern erscholl durch die Welt. Welche Macht wusste es zu entfalten, mit welcher Fülle griff es in das innerste Wesen des geistigen Lebens ein, bestimmte und leitete seine Geschicke.

In Oesterreich hatte die Vorsehung auf den Herzogsthron einen neunzehnjährigen Jüngling, Rudolph IV., berufen, welcher der Erste diesen Weckruf des geistigen Erwachens verstand, und hier in Wien jene Freistatt der Wissenschaften gründete, deren fünfte Säcularfeier zu begehen, wir nun versammelt sind.

Eines hochherzigen Fürsten würdig war diese Stiftung. Ein eigener Theil der Stadt, der heutige Minoritenplatz, die Schenken-, Wallner- und Herrenstrasse, hinab bis an's Schottenthor, soll ihr Grund und Boden sein, durch eine Ringmauer geschieden von dem lärmenden Treiben der übrigen, schnell aufblühenden Stadt. Freies Geleit durch's ganze Land hatten Alle, welche dieser Schule zugezogen kamen von nah' und fern. Jeder Schaden, den sie erlitten an Hab' und Gut, musste ihnen reichlich wiederersetzt werden. Kein Asyl schützte den Verbrecher, der ein Mitglied der Universität verwundet oder getödtet. Keinem äusseren Zwange, keiner Vorschrift unterthan, soll die Universität, als ein freies Gemeinwesen, auch keinem ihr fremden Richter unterstehen. Der Rector, und in den schwersten Fällen der Kanzler, übten ihre Gerichtsbarkeit. Nach dem Vorbilde der Pariser Universität, von welcher der erste Rector, ein gelehrter Interpretator des Aristoteles, nach Wien berufen wurde, war die academische Körperschaft in vier Nationen getheilt. Jede derselben wählte ihren Procurator, diese zusammen den Rector, welcher die Universität nach aussen vertrat, während das wissenschaftliche Wirken der Facultäten unter der Obhut der Decane stand.

Die Gesammtheit des gelehrten Bundes war der Kirche einverleibt. Im Dome zu St. Stefan stand, mit sieben Schlössern gehütet, die *Arca Universitatis*, welche die Stiftungsurkunde, und das grosse Siegel, an geweihter Stätte bewahrte.

Der fromme Gedanke, welcher dem Entstehen der Wiener Universität zu Grunde lag, spricht sich am schönsten in den Worten Rudolph's aus: „Wir haben es gehalten für Unser heilig Pflicht, zu „stiften solche Lehr, damit, des ersten, unser Christlich Glaube „verbreitet und vermehrt werde, des andern aber, das gemein Gut, „recht Gericht, menschliche Vernunft aufnehme und gedeihe, und „das Licht Göttlicher Weisheit und Gerechtigkeit, erleuchte und „erwärme aller Menschen Herzen."

Rudolph's Universitätsstiftung war aber nur ein Gedanke. Er starb, ohne ihn verwirklicht, oder seine Ausführung durch jenes unerlässliche Etwas gesichert zu haben, welches damals schon die

Schicksale der Wissenschaft und ihrer Lehre, mit goldenen Ketten an die Finanzfrage fesselte.

Die Wirren in Norditalien, der offene Brand des Aufruhrs in Kärnten und Friaul, die mit Waffenmacht unterstützten Ansprüche der Baiern auf das erst kürzlich mit Oesterreich vereinigte Tyrol, nahmen des neuen Herzogs, Albrecht, Sorge, weit mehr in Anspruch, als die Durchführung der gelehrten Stiftung seines Bruders. Zwölf Jahre vergingen, in denen die Universität, der es an Lehrern und an den Mitteln sie zu besolden fehlte, kein Lebenszeichen von sich gab. Erst im Jahre 1377 gestatteten die politischen Verhältnisse dem Herzog, an die Universität zu denken. Er berief drei neue Lehrer aus Paris, und baute in der Nähe der Dominicaner, wo ein Präsidium des Templerordens gestanden haben soll, das erste Haus der Universität, welches im Anfange des 17. Jahrhunderts noch, als *Collegium Albertinum* existirte. Sieben Jahre später gab er den zweiten Stiftsbrief der Universität hinaus, sicherte ihr ein reichliches Einkommen zu, und legte, da er die Verfassung der Statuten den Facultäten überliess, die volle Freiheit ihrer ferneren Entwicklung in ihre eigene Hand.

Diese beiden herzoglichen Brüder, Rudolph und Albrecht, waren also die Gründer der Wiener Universität.

Sie pflanzten den Baum, der von Jahrhundert zu Jahrhundert kräftiger emporwuchs, seine markigen Aeste wiegte im Strome der Zeit, und gepflegt von treuen Händen, geschützt von weiser Fürsten Huld und Gnade, mit seiner reichen Früchte Segen, nährte und labte ein dankbares Geschlecht. — So will auch ich ein Reis von frischem Grün, auf diese ehrwürdigen Gräber legen, und mit gerührtem Herzen sprechen: Dank Ihrem Andenken, — und Friede Ihrer Asche!

Die Universität war geboren. Mit klarem Auge begrüsste sie das Licht des Tages. — Festgegründet im Glauben, wie die Erde fest im Raume, stand die damalige Welt. Seit der Hohenstauffen Eisenfaust an dem Krummstab des römischen Hirten zersplitterte, herrschte unumschränkt die Kirche über die Geister. Sie konnte denn auch nicht umhin, jede Richtung des Denkens und des For-

schens, dem Einen, allgewaltigen, religiösen Gefühle unterzuordnen, und nicht im Wissen, sondern im Glauben zu verehren, die einzige, den unergründlichen Widerspruch des Lebens versöhnende Macht.

Und wie hätte es anders sein können, da die erwachende menschliche Bildung im Abendlande, in der Segensbotschaft des Christenthums ihre erste und tiefste Wurzel hatte, und die Macht des Glaubens, das vom Fusstritt der Barbaren zertretene Rom, zum zweiten Male erhob zur Herrscherin der Welt.

Das kann und wird die Wissenschaft nie vergessen, dass sie die Befruchtung ihrer Keime, der Kirche verdankt, in jener finstern gothischen Zeit, wo es noch zweifelhaft schien, ob die Cultur des westlichen Europa's, nicht von den Mauren Hispaniens herüber kommen sollte. Wer hat in den Ländern, die mit dem romanischen Wesen in keine nähere Beziehung getreten waren, von den Alpen bis zum Belt, die Erziehung jener halbwilden Menschenhorden übernommen, wo der Mann nur als Krieger galt, und das Handwerk der Waffen, die einzige Beschäftigung seiner Unterdrücker, jener stahlgepanzerten Barone war, die ihre eigenen Schuldbriefe nicht schreiben konnten, ihre eigenen Edicte und Verträge nicht zu lesen verstanden. Wer hat die Sachsen Carl's des Grossen, die Franken Chlodwig's, die Britten der Heptarchie, aus Barbaren zu Menschen umgewandelt? Wer hat in Fulda, Hildesheim und St. Gallen, — in Rheims und Orleans, — am Ticin, am Tajo, an der Seine, — in dem von den Dänen zerstörten Oxford und Cambridge, die Schulen wieder aufgerichtet, die sich im raschen Aufschwung zu weltberühmten Universitäten entwickelt haben? Die Kirche war's, die erste Lehrerin der Menschheit, — der Glaubensmuth, die bis zum Lebensopfer begeisterte Hingebung ihrer Diener.

Sie bauten zuerst das Gotteshaus hinein zwischen die Zwingburgen übermüthiger Vasallen, und die Lehmhütten eines schwerbedrückten und geknechteten Volkes, welches nur Lasten und Frohnden kannte, keines schützenden Menschenrechtes sich erfreuen durfte. Um dies Gotteshaus drängten sich die vereinsamten Wohnungen des Elends zu blühenden Dörfern zusammen; der Acker-

bau verschönerte die Wüstenei, die der leibeigene Sclave seine Heimath nannte; das wallende Kornfeld, die Pflanze des Nutzens, verdrängten den Urwald und seine wilden Thiere. In des Klosters einsamer Zelle hat der Mönch, der sich das Bild seines gekreuzigten Gottes schnitzte, mit sinniger Zeichnung, mit bunter Farbenpracht, ausschmückte die Initialen seines Missals, nicht blos vergangener Zeiten Kunst vor dem Vergessen gerettet, sondern auch durch Sammlung, Abschrift, Uebersetzung und Commentar, für die Erhaltung der zerstreuten Bildungsmittel der Gelehrsamkeit gesorgt, aus denen sich unser jetziges Geistesleben entwickeln konnte.

Niemand wird es befremden, wenn auch die, auf das Geheiss des Fürsten in's Dasein gerufene Universität, in der innigsten Beziehung zur Kirche stand, und in der ersten Periode ihres Sein's, sich als eine geistliche, der Kirche untergeordnete Körperschaft betrachtete.

Als solche gestaltete sie sich denn auch in äusserer Form und innerem Wesen. Nicht die weltliche Macht, die Bulle des Pontifex, sanctionirte ja ihre Existenz. Ihre Mitglieder waren als Clerici, im schwarzen Talar, mit dem Gürtel und der Kapuze des Mönchs, den Laien gegenübergestellt; das Coelibat dem Rector zur Pflicht gemacht, die Ehe ihren Lehrern, wenn auch nicht geradezu verboten, doch als *levioris notae macula*, eben nicht gerne gesehen. Gelehrte Disputationen fanden damals nur in der Kirche statt, und ebendort wurde auch der Doctorsgrad, von der Kanzel herab, nur im Namen der Kirche ertheilt. Auf Synoden und Concilien war die Universität, als Vertheidigerin des Glaubens gegen auftauchende Irrlehren, nicht blos als stimmende, als entscheidende Macht anerkannt. Nichts fehlte an den äusseren Attributen hierarchischer Form.

Aber auch das geistige Wirken der Universität trug das Gepräge des dogmatischen Characters an sich. Die Wissenschaft hielt damals noch keinen Stoff, als Gegenstand ihrer Thätigkeit fest. Es war ja eine Zeit geringer geistiger Bedürfnisse. Der Bücher gab es wenige. Sie konnten nur durch Abschreiben vervielfältigt werden. Das Pergament, und die mühselige Art der damaligen Mönchsschrift, machten sie theuer. Naturwissenschaften waren unbekannt.

Was man so nennen konnte, war blinder Glaube in die Autorität des Aristoteles, dessen Schriften ohne weiters, und für alle Zeiten, als wahr und unantastbar verehrt wurden. Musste doch in späterer Zeit der Entdecker der Sonnenflecken noch über sich das Urtheil ergehen lassen, dass, wenn diese Flecken in der Sonne Feuerkleid Wahrheit wären, sie schon in den Schriften des Stagyriten hätten müssen enthalten gewesen sein. — In des Menschen Adern strömte Luft, — in Gehirn und Nerven tummelten sich die *Spiritus vitales*, — das organische Leben in Thier und Pflanze war eine Mythe, wunderbar, an deren Erforschung und Ergründung nur zu denken, man nicht den Muth hatte. Denn Experimentiren verstand man nicht, und wer es wagte, der musste seine Kühnheit, als schwarze Kunst gefürchtet und geächtet von Allen, in Geheimniss hüllen, und verbergen vor den Augen der Welt.

Die Philosophie kannte kein höheres Ziel, als das im Glauben Enthaltene, zu einem Gegenstand des Wissens zu erheben. Die Wahrheit des Denkens fügte sich den Mysterien des Dogma. Das Gegebene kennen, und es üben, nicht es zu deuten und auszulegen, das war die Form der Lebensanschauung jener gläubigen Gelehrtenwelt. So entstand die Scholastik, deren aufrichtiges, selbst inbrünstiges Bemühen, zwei so heterogene Dinge, wie Wissen und Glauben, mit einander zu verschmelzen, bei all' ihrem ursprünglich, und unläugbar vorhandenen Tiefsinn, in eitel Dialektik entartete, hohl, matt, vergessenswerth. Kein bleibender Sieg des Wissens krönt ihr Gedächtniss. Ihre Bekenner sind dahin gegangen, dem Leben entschwundene Schatten. Vergessen sind ihre Namen; keine Zunge der Gegenwart preiset sie. Nur der Spott der Nachwelt schrieb ihre Geschichte auf, und unbekannt ist die Erde, die ihre Asche deckt.

Erst im 16. Jahrhundert regte sich die Ahnung der Nichtigkeit solcher Zustände. Es bildete sich im Schoosse der Universität eine geschlossene Opposition gegen die Scholastik. Paracelsus wies der erste, den deutschen Geist, auf die Natur, als seine Lehrmeisterin hin. Zwei Parteien, die alte und die junge genannt, standen sich schroff und feindlich gegenüber. Welthistorische Ereignisse gaben

den ersten Impuls, den Kampf zu beginnen, welchen das geistige Bedürfniss der Zeit mit Ungeduld und vertrauensvoll auf den Sieg erwartete.

Welcher Macht war es möglich, das so fest geschlungene Band zwischen Kirche und Schule zu lösen? Nicht die Entdeckung der neuen Welt, welche die Herrschaft der Könige um die Hälfte des Erdenrunds erweiterte, nein, das Wiederauffinden der Schätze der alten Geisteswelt war es, welches Anschauungs- und Denkweise der Menschen vom Grunde aus umstaltete.

Gefallen war Byzanz. Auf den Zinnen von St. Sophia wehte die Fahne des Propheten. Flüchtige Griechen brachten aus Hellas, dem blühenden Jugendlande der Welt, den Reichthum seines unsterblichen Genius zu uns. Die deutsche Kunst, die den Gedanken, nicht mehr gefesselt an das verhallende Wort, lautlos, und auf Sturmesschwingen, hintrug an das geistige Ohr der Welt, verbreitete und vervielfältigte ihn schnell. Auf den Pressen Guttenberg's erhob die Wissenschaft die Glorie ihrer allbeherrschenden Macht, und wie in Italien die wiederauflebende Kunst den Geschmack veredelte, durch die Betrachtung der Antike, so entzündete sich am heiligen Feuer des classischen Alterthums der Funke, der zur hellen Flamme auflodernd, weithin ausstrahlte sein menschenveredelndes Licht. Welch' herrliche Zeit, die durch die Wiedergeburt der Wissenschaften, die öde, mittelalterliche Starrheit, zu neuem Leben erwärmte! Welch' herrliche Zeit für Kunst und Wissenschaft, wo der Kaiser, in dessen Reichen die Sonne nicht unterging, sich nach des Malers Pinsel bückte, — Dichter, Künstler, und Gelehrte, an fürstlichen Höfen weilten, — die Grossen der Erde, selbst das pontificale Rom, Mäcenaten der neuen weltlichen Muse wurden.

Sie war es, welche auch unserer Hochschule das goldene Zeitalter brachte. Es kam heran. Die classischen Studien gebaren jene Kraft des Denkens, jene Zartheit des Fühlens, deren Einfluss nicht blos auf die *Facultas artium* beschränkt blieb, sondern auch auf den Ernst der Fachwissenschaften seine wohlthätige Rückwirkung äusserte. Kunstliebend und freisinnig zeigte sich Kaiser Maximilian dem jugendlichen Ungestüm der neuen Geistesrichtung

hold, und des Oesterreichers munterer Sinn und fröhliche Gemüthsart, zogen ihn unwiderstehlich zu den schönen Wissenschaften hin, welche, wie der grosse Meister sagt, dem Geiste Licht, dem Leben heitere Anmuth, den Sitten Milde und Duldsamkeit gewähren. Das Studium der alten Sprachen, wenn auch nicht im philologischen Sinn, Eloquenz und Poesie der Classiker, blühten an dieser Hochschule, wie an keiner anderen. Sie gewannen, was die Scholastik nie erringen konnte, die Begeisterung der Jugend. Aus allen Gauen Deutschlands, aus dem fernsten Scandinavien, aus Wälschland und aus Arragon, strömten Schüler zu. Man zählte sie nach Tausenden. Der Adel Oesterreichs und Ungarns, der Länder slavischer Zunge, sandte seine Söhne zu uns, und in der Reihe der Rectoren glänzen die Namen fürstlicher und herzoglicher Geschlechter. Der deutsche Kaiser trat sein uraltes, von den römischen Imperatoren ererbtes Recht, Dichter zu krönen mit dem Lorbeer Apoll's, an unsere Hochschule ab. Kein Wunder, wenn der Gott der Lieder, von seiner Purpurwolke freundlich lächelnd niedersah auf das fröhliche Wien, wo Conrad Celtes sich selber den *Horatius Germaniae* nannte und die Muse Virgil's in ihren alten Tagen es noch lernen musste, sich dem Reime zu fügen, um akademische Feierlichkeiten, Rectorswahlen, Doctorspromotionen, ja selbst das Haus der Universität mit Festgedichten zu überschütten, häufig mit mehr Anspruch als Berechtigung,

„Denn die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke thut's auch noch nicht;
Es kommt drauf an, dass Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle.“

Herrlicher und reicher entwickelte sich dies goldene Zeitalter der Universität, als auch die vereinigte Krone Oesterreichs und Spaniens, welche in Deutschland und in Italien siegreich über ihre Feinde triumphirte, die Erste Macht in Europa war.

Nicht lange blieb es der Universität gegönnt, sich ihres Ruhmes zu erfreuen. Von schweren Schicksalsschlägen hart getroffen, sank sie in kurzer Zeit zu völliger Unbedeutendheit herab.

Die Einheit des Glaubens, welche zu bewahren, Päpste und Concilien vergebens sich bemühten, wurde gewaltsam zerspalten durch ein tiefes, unheilbares Weh. Aus der Asche, die sie in Costnitz in den Rhein gestreut, schwang sich ein grimmer Phönix auf, der durch die blutigste der Furien, die Religionskrieg heisst, Deutschlands Herz zerfleischte, seine Einheit für immer zerriss, die Krone seiner Kaiser nur mit Dornen schmückte, und auch im Leben der Universität eine Lücke entstehen liess, die mit Kranz und Blüthen zu decken, mir nimmermehr gelingen will.

Die neue Lehre, die von Wittenberg herüberkam, fand auch in Oesterreich, durch Milic von Kremsir, durch Conrad von Waldhausen, schon seit lange vorbereitete Gemüther. Oeffentlich und heimlich wuchsen ihre Anhänger. Die Stände des Landes bewilligten die schweren Summen, die der Türkenkrieg verschlang, nur gegen die Freiheit der Annahme der Augsburger Confession. Der gesammte Landadel wurde lutherisch. Man zog die Kirchengüter ein. Die weltlichen Facultäten der Universität wandten sich fast einstimmig dem neuen Glauben zu. In den Bursen der Studenten wurde Beicht' und Abendmal geradezu verboten; kein Priester konnte ungefährdet das letzte Sacrament dem Sterbenden mehr bringen. Denn ein grosser Theil der bewaffneten Bürgerschaft schloss sich den Protestanten an; — selbst in des Kaisers Hofburg predigte der Pastor.

Gewährung und Wiederruf der Religionsfreiheit, wie sie der Drang des Augenblicks dem Kaiser abgezwungen, unterhielt und steigerte die angstvolle Spannung der Gemüther. Zur allgemeinen Gährung im Lande gesellten sich der innere Zwist der Facultäten, schlimme Reibungen mit dem Kanzler, als der Kirche Repräsentant. Die Universität verwaiste. Nach Leipzig und nach Wittenberg zog die Jugend fort. Die Juristenfacultät löste sich gänzlich auf; die theologische zum Theil; die medicinische hatte durch Jahre kaum etliche Studenten. Sollte die Universität nicht gänzlich untergehen, war gründliche Reform so trostloser Zustände geboten. Die Ferdinandeische Zeit hat sie gebracht, und, wahrlich, es trifft sie nicht der Vorwurf der Halbheit. Der leidenschaftliche

Kampf der Parteien wurde mit Gewalt zu Boden gedrückt, unbekümmert, ob sie das Chaos, welches die Kirchenspaltung hervorgerufen, ordnen, oder neue Verwicklungen heraufbeschwören wird. Die Universität wurde zur ausschliesslich katholischen Staatsanstalt erklärt. Nicht mehr sie selbst, die Regierung dictirte ihr Gesetze, und führte zu ihrer Aufrechthaltung eine neue Autorität, den Superintendenten ein, welcher nicht mehr dem Rector unterstand, dem Kaiser allein verantwortlich war. Neue Statuten wurden octroyirt. Zum erstenmal erscheint der Scherenkrebs der Censur, um das Maass erlaubten Wissens, Lehrens und Schreibens, nach seinem Sinne zuzuschneiden. Dem Doctor und dem Licentiaten, wurde die Kanzel zu besteigen, verboten, — dem Professor das Buch vorgeschrieben, aus dem er zu lehren hatte, — auf dem Catheder machte sich die Bequemlichkeit des Dictirens wieder breit, — und ist die Wissenschaft einmal Nebensache für den Lehrer geworden, dann braucht sie ja nicht mehr lange, um es auch für den Schüler zu sein. Sie, die Königin des Geistes, wurde die dienende Magd des Staates, und versank zum Brodstudium.

Wie thöricht es sei, zu glauben, dass die Geschichte der Universität, nur immer vom Fortschritt zu erzählen hätte, bewies diese lange Periode des Verfalls. Ruhmlos dorrten die Jahre ab, — kein neues Schoss trieb der marklose Stamm.

Die Zeit kann schwere Wunden schlagen. Sie klaffen, bluten, heilen. Hier war's ein fressendes Geschwür, welches unaufhaltsam an der Lebenskraft der Universität — an der Wissenschaft — nagte, welche durch anderthalb Jahrhunderte, kaum Einen berühmten Mann, kaum Eine Leistung, Ein Buch von wahrem, wissenschaftlichem Werth, ihr eigen nennen konnte.

Die Kriege in Deutschland, die Einfälle der Böhmen, der Ungarn, unter Thurn und Bethlen Gabor, der Schweden unter Torstenson, der Türken verheerende Züge bis gen Wien, die denkwürdige Belagerung der Stadt, der darauf folgende Kampf in Ungarn, der mit der Befreiung des Landes vom Joche der Moslim endete, die Truppendurchzüge, die Werbungen, der wüste Kriegslärm überall, mach-

ten aus der friedlichen Universitätsstadt ein Feldlager in Permanenz *„et inter arma, siluerunt Musae.“*

Eine grenzenlose Verwilderung riss unter den Studenten ein. Es sollte auch für Wien zur Wahrheit werden, was Helinand an allen Universitäten tadelte: *„Quaerunt Parisiis artes liberales, Bononiae codices, Salerni pyxides, Toleti daemones, Romae rhetores, — nusquam mores.“*

Und dies war die Zeit, wo Andreas Vesal, die Anatomie zur Wissenschaft erhob, — Wilhelm Harvey den Lauf des Blutes durch's Menschenherz entdeckte, — Galilei, welcher der Erste den aristotelischen Glauben von sich warf, die inductorische Methode der Naturforschung erfand, — Keppler das herrlichste Beispiel ihres Werthes, in seinen „Gesetzen“, hinstellte vor die Augen der erstaunten Welt, — Baco von Verulam, Newton's *Principia naturae*, den dauernden Sieg der Naturwissenschaften vorbereiteten.

Die Universität dagegen stand in jener Zeit nur mehr als ein entlaubter Baum, in winterlicher Oede der Frühlingssonne harrend, die ihm seine grüne Blätterkrone wiedergeben sollte. Sie kam. Das Morgenroth schöner Tage, ging mit Maria Theresia, über Oesterreichs Fluren auf!

Das letzte, vielbestrittene Erbe der Habsburger antretend, fand Sie Europa gegen sich in den Waffen. Das edle, königstreue Volk der Magyaren antwortete, auf dem Pressburger Landtag, mit Einer Stimme der Begeisterung, dem vertrauensvollen Hilferuf der Kaiserin. Die kriegerischen Söhne Arpad's stürzten sich in den heiligen Kampf für Ungarns Königin. Die blutige Arbeit des Krieges war gethan; das Reich war gerettet; ruhmreiche Kämpfe lohnte die dauernde Ordnung des Friedens. Oesterreich wurde, was es bisher nie zu sein verstand, eine staatliche Einheit, an deren Entwicklung und Befestigung auch die Universität ihr reichstes Antheil hatte. Die organisirende Thätigkeit Van Swieten's umwandelte ihr ganzes Sein, und schuf eine neue Verfassung derselben, deren treffliche, das medicinische Facultätsstudium reformirende Bestimmungen, sich bis auf die Gegenwart erhalten haben. — Wenn auch mit ihr der letzte Rest unserer Autonomie, unseres corpo-

rativen Lebens zu Ende ging, mag ein Rückblick auf die Vergangenheit es rechtfertigen, wenn ein starker, unbeugsamer Wille es auf sich nahm, die Universität aus ihrem lethargischen Schlummer aufzurütteln. In allen Richtungen des Lebens, welche die Wissenschaft berührt, erblühte unter dem milden Scepter Theresia's Fortschritt und Gedeihen.

Der botanische Garten, die Sternwarte, das chemische Laboratorium, die Academie der orientalischen Sprachen, der militärischen, der montanistischen Wissenschaften, die medicinische Klinik im Bürgerhospital, der neue Palast der Universität, entstanden. Unter de Haen, Mannagetta, Jacquin und Leber, rang sich das medicinische Studium zu jener Bedeutsamkeit empor, welche nur der Gegenwart ruhmreiches Wirken überbieten konnte. Cranz und Ingenhousz, Maximilian Hell und Wolfgang von Kempelen glänzen als Vertreter der Naturwissenschaften jener Zeit. Martini, Schrötter, der ungestüme Sonnenfels, wirkten mit unvergesslichen Erfolgen für Jurisprudenz und Gesetzgebung. Und wie sich an die Kraft des Wahren, der holde Zauber des Schönen schmiegt, feierte die Muse Alxinger's, Denis' und Metastasio's, das Zeitalter der vergötterten Frau.

Im stillen Segen einer 40jährigen Regierung floss das schöne Leben der Kaiserin dahin. Die Liebe Aller, wie sie der Macht allein wohl nimmermehr beschieden, bewahrt tief eingegraben in des dankbaren Volkes Gedächtniss Ihr Andenken, denn keine der grossen Fürstinnen, die die Geschichte preist, hat so viel Frauentugend verherrlichet mit der Krone Glanz. — Sie starb in den Armen Ihres Sohnes Joseph.

Kaiser Joseph! Mit welcher Ehrfurcht spreche ich diesen Namen aus; mit welcher Wehmuth weilt zugleich mein Auge auf dieser Grösse, die allein stand auf einsamer Höh', weil sie zu früh gekommen für eine, ihren Plänen noch nicht reife Zeit.

Und dennoch wäre es ihm vielleicht gelungen, den kühnen Gedanken, der nimmermehr entsteht in gewöhnlichen Seelen, den Gedanken der geistigen Wiedergeburt seiner Zeit und seines Landes erfüllt zu sehen, wenn, wie sich zu seiner Einsicht der Muth,

zu seiner Menschenliebe das Vertrauen gesellte, so auch die Mässigung sich mit der gespannten Kraft eines energischen Willens zu paaren verstanden hätte. Denn mit der Hast des besten Wollens stürzt man keinen tiefgewurzelten Weltbau um, und wie sich nicht Halt gebieten lässt dem Fortschritte der Zeit, lässt sich auch die Zukunft nicht aufdringen, bevor ihre Stunde gekommen ist. Der Kaiser musste es an sich selbst erfahren, dass das zu früh in socialen Neuerungen, ebenso verhängnissvoll werden kann, wie das zu spät in politischen, und der Fürst, der mit den liebenden Armen des Menschenfreundes die Welt umfasste, musste von ihr scheiden mit der schmerzlichen Gewissheit, dass die Menschen, die er beglücken wollte, ihn nicht verstanden haben.

Kein Vorwurf soll aus diesen meinen Worten sprechen. Die grossen Ideen Joseph's überdauerten sein Leben, und was die Mitwelt ihm nur halb gegeben, Bewunderung, das hat die gerechtere Nachwelt ihm ganz ertheilt.

Eine unerklärliche Erscheinung ist es, dass ein Geist, wie Joseph's, das Wesen der Universität, nur vom Standpunkte ihrer praktischen Nützlichkeit auffasste, und in ihr nichts weiter sehen wollte, als eine Ueberlieferungsanstalt staatsdienlicher Kenntnisse. Da er nichts zu lehren befahl, als was sich im öffentlichen Leben verwerthen liesse, war Er es eigentlich, der zum zweitenmal den Grund zum wissenschaftlichen Verfalle legte, der sich in nach Josephinischer Zeit so lange Jahre fortschleppte.

Nur in der Medicin herrschte reges, thätiges Leben, vielleicht weil ihr praktischer Nutzen dem Kaiser am meisten in die Augen fiel. Maximilian Stoll's „*Ratio medendi*“ gab der grossartigen Schöpfung des allgemeinen Krankenhauses die würdigste Weihe.

Spät sah der Kaiser seinen Fehler ein. Indem er noch im letzten Jahre seiner Regierung dem Obersten Kanzler auftrug, eine gründliche Reform der Universität vorzubereiten, hat er in Allem, was er gewollt und gethan, den bitteren Kelch der Enttäuschung bis auf den letzten Tropfen geleert.

Kaiser Leopold's II. kurze Regierung blieb ohne Einfluss auf die Universität.

Unter Franz I., welchen Oesterreich den Gerechten nennt, drängten welterschütternde Katastrophen, wie sie die Geschichte nur einmal sah, das Leben der Universität in den Hintergrund.

Auf den Trümmern der einen, ewigen, untheilbaren französischen Republik, errichtete der grosse Schlachtenkaiser seinen weltbeherrschenden Thron. Europa lag bewältiget zu seinen Füssen, — die letzte Stütze Deutschlands sank, mit Oesterreich, zerbrochen in den Staub.

Da endete das blutige Drama — nach welcher Lebensdauer — auf dem Felsen von St. Helena. Oesterreichs treue Hingebung an Kaiser und Vaterland, der Heldenmuth seiner Armee, das wiedererwachende Nationalgefühl im geknechteten Deutschland, gaben den heissersehnten Frieden der Welt. Freiaufathmend erstand zu neuer Kraft der schwergeprüfte Staat. Verwaltung und Gesetzgebung, Kirche und Schule erfuhren es, mit welcher Innigkeit der Kaiser, während seiner langen, 43jährigen Regierung, für die Glückseligkeit seines Reiches thätig war. Nicht Geringschätzung der Wissenschaften kann es gewesen sein, dass er nur jenen geneigt sich zeigte, welche ihre nützliche Anwendung im Leben fanden. Sollte doch Alles, was er that, so sehr dem materiellen Wohle seines Volks gehören, welches ihn Vater nannte, dass er, was jenseits dieses Zweckes lag, nicht in das unmittelbare Bereich seines vorsorglichen Wirkens einbeziehen konnte.

Die Universität hatte nur die praktische Seite des Wissens, nicht seine historische und philosophische Begründung in's Auge zu fassen. Ihre Aufgabe bestand darin, den Beruf für's öffentliche Leben zu entwickeln, und mit welcher Weihe sie es gethan, das mögen die Männer bezeugen, die von dieser Hochschule aus, zu unserer Freude und zu unserem Stolze, hinausgetreten sind in alle Bahnen der öffentlichen Verwaltung, — in die höchsten Kreise der Regierung. Soll ich ihre Namen nennen? Wer Oesterreich kennt, und es liebt wie ich, der weiss ja, wer sie sind.

Nicht verschweigen kann ich es, dass selbst die beengende Schranke, welche die Universität umschloss, in Einer Beziehung wenigstens, zu einem kräftigeren Impulse der Entwicklung wurde,

als der vollste Besitz des freiesten Gewährens. Die medicinische Schule war es, welche, an unscheinbarer Stätte, tief einzuschneiden begann, in die morschen Zustände der Arzneiwissenschaft, und ein Kreis von Männern, geehrt und geachtet wie noch nie ein Arzt, den grossartigen Stempel seines Geistes, der neuen Richtung der Heilkunde aufdrückte, welche nimmermehr zurückweichen, und nie mehr vergehen wird, so lange Gründlichkeit und Wahrheit in der Wissenschaft in Ehren bleiben werden. Rokitansky und Skoda stammen aus jener Zeit; — nicht als die einzigen, als die grössten Beispiele nenne ich sie.

Nicht das System, welches der Staat der Universität vorschreibt, und sei es noch so liberal, — nicht die Summen, die er auf dem Altar der Wissenschaft opfert, und seien sie noch so gross, — nicht die Menge der Vorlesungen, — nicht die Zahl der Studenten, — nicht das neue Haus der Universität, und sei es ein Palast mit goldenen Pforten; — alles dieses nicht; — nur Eine Macht giebt es, welche den Ruhm und Glanz einer Universität begründen kann, und sie heisst: geistige Individualität der Lehrer. Diese Macht finden zu wissen, sie zur Stelle zu schaffen, sie frei gewähren zu lassen, das ist das grosse, durch die glänzendsten Beispiele verrathene, offenkundige, weltbekannte Geheimniss aller Universitäten, welche durch dieses Mittel allein, ihren Rang dauernd aufrecht zu erhalten im Stande waren. Das Uebrige macht sich ja, unter solchen Männern, leicht und gut durch sie selbst.

Entschieden wandte Kaiser Ferdinand seine Huld und Theilnahme den geistigen Bestrebungen zu. Arm an politischen Ereignissen, reich an innerem Glück und Segen, war seine Regierung. Wenn auch das Gepräge der Universität dasselbe blieb, entfaltete sich doch in verwandten Gebieten eine neue, fruchtbringende Thätigkeit. Das Walten der Wissenschaft wurde der hemmenden Bande der Censur entlediget; der schon von Leibnitz gefasste, unter Kaiser Carl VI. der Ausführung nahe gebrachte Gedanke der Gründung einer Academie der Wissenschaften in der Kaiserstadt, erlebte seine langersehnte und freudigst begrüsste Erfüllung. Ohne Ueberstürzung und ohne Ostentation trat der Fort-

schritt hervor überall in vielgestaltiger Form. Das Reich eröffnete und verwerthete die unermesslichen Hilfsquellen seines Wohlstandes. Die Technik begann, die weiten Länder der Monarchie mit eisernen Banden zum festen Ganzen zusammen zu schmieden, des Raumes, der Entfernung eherne Scheidewand zerborst vor dem glühenden Odem des Dampfes, und grollend schäumte Fluss und Meer unter des Feuerkahn's wirbelndem Rade.

Auf! gewaltiges Oesterreich!
Vorwärts! thu's den Andern gleich!

Nicht für die behagliche Angewöhnung bequemer Verhältnisse, für der Jugend Feuergeist erscholl dieser Ruf. In einem Lande aber, welches, wie Oesterreich, den politischen Neuerungen so zähen und beharrlichen Widerstand entgegensetzte, konnte der Bruch mit der Vergangenheit nicht anders, als anfangs zu einer trüben Verwirrung der Gegenwart führen. Ferdinand hat Alles gethan, was dem Fürsten, was dem Menschen möglich war, um den unaufhaltbaren Strom der Bewegung nicht aufzustauen zur verheerenden Fluth. Sie stürzte herein, und brachte ein reiches, und im materiellen Sinne glückliches und beneidetes Land, durch den schrecklichsten der Schrecken, durch Bürgerkrieg, an den Rand des Verderbens.

Da erfasste Kron' und Scepter die starke Hand des jugendlichen Monarchen. Kraftbewusst und siegsgewohnt warfen Franz Joseph's Heere den Aufruhr nieder. Sein Herz gab Verzeihung und Versöhnung, und in Gewährung gerechter Wünsche gebrauchte Er den Sieg. Nichts hat die trotzige Gewalt Seinem Throne entrissen. Die Freiheit, die uns geworden, ist das Geschenk Seines freien, kaiserlichen Willens. Nie hat ein Herrscher Oesterreichs eine grössere Idee verwirklicht. In ihr liegt das wahrhaft Providentielle Seiner Sendung; — sie wird auch das reichste Blatt in Seiner Geschichte sein.

Indem Er dem Geiste gab, was des Geistes ist, verdankt Ihm die Universität die Freiheit ihrer Institutionen, den Nerv ihres

Lebens, die Bürgschaft ihrer Zukunft, der sie mit selbstbewusster Zuversicht entgegenschreitet.

Erhabene Wissenschaft, zauberische Macht, die mit dem Himmelsthau der Wahrheit des Menschen Geist befruchtet, und unsterblich zeugend fluthet durch die Welt! Es lächelt dir, nach halbtausendjährigem Wechsel von Leid und Freud, von Blüthe und Verfall, von Kampf und Sieg, der goldne Tag deiner Wiedergeburt.

Und wie im Schoosse der Familie, den Geburtstag der theuren Mutter, der Kinder fromme Segenswünsche weih'n zum schönen Fest, so auch wir, die wir mit Stolz uns Deine Söhne nennen, dir zu Ehr' und Preis, aus vollem, treuen Herzen, darbringen unsere Huldigung!

Und Sie, die *Alma Mater,* die uns genährt an ihrer Brust, mit den offenen Armen der Liebe zu uns eilt; nicht schwankend an des lebensmüden Alters Stab, nicht mit Silberlocken das greise Haupt umflossen; nein, schön und anmuthsvoll, wie ein Engel des Herrn, in ewiger Jugendfülle prangend. Und an die holde Mutter schmiegt sich liebend an der Enkel frohe Schaar, das schützende Recht, die Wissenschaft des Heils, die Kunde der Natur mit dem schleierumhüllten Angesicht, — und die Geschichte, die die Zeiten rückwärts lebt, — und die Sprachforschung, die durch der Worte Sinn, mit dem Geiste des Alterthums verkehrt, — und die göttliche Mathesis, — und die Wissenschaft des Weisen, die den Geist des Denkers zum Bewusstsein seiner Grösse trug. Und wie sie sich zum Kreise die schwesterlichen Hände reichen, das Auge dankesthränenfeucht, und was in Worten unaussprechlich, in beredten, seelenvollen Blicken sagen, — horch! da erklingt's wie Seraphstöne durch die feierliche Stille, ein Schein von Himmelslicht sich auf die Gruppe niedersenkt, und hervortritt aus ihrer Mitte die hehre Wissenschaft, die den Menschen geführt zu seinem höchsten Ziel — zu Gott. Sie breitet ihre Arme segnend nach dem Bilde des geliebten Herrschers aus, und spricht:

Hier stehen sie vereint, vor Deines Thrones Majestät, um Dir zu danken, für Schutz und Schirm, — für Raum und Licht, — für die zerbrochene Fessel, die zu ihren Füssen liegt. Hier stehen

sie, um Dich vertrauensvoll zu bitten, es möge Deine Huld sie ferner noch umweh'n, damit der Geist, den Du geweckt, lebendig bleibe, und wie das Reich, das Du gehoben zu selbstständiger Kraft, so auch die Wissenschaft in geist'ger Hoheit strahle. Hier stehen sie, und fleh'n zu Gott, er möge Dich und Dein Haus mit seiner Gnade überschütten, damit Dein Herrscherwort sich erfülle, in Glück und Wohlfahrt des heissgeliebten Vaterlands. Und zu Solchem werden sie Dir treu und gewärtig sein, so lange noch ein Herz für Wahrheit schlägt, so lange Menschen Menschengrösse ehren, wenn sie auch nicht den Purpur trüge, so lange glänzen wird das edelste Juwel, mit welchem des freien Oesterreichs Dankbarkeit und Treue, den Stirnreif Deiner Krone schmückt.

Sie schweigt. Sie tritt zurück. Auch mein Wort verstummt. Aber draussen ruft es laut und tausendfältig durch das ganze Land: Gott segne den Kaiser! — schütze und erhalte das Reich! jetzt — immerdar — ewig.



Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.